

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzis.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Fermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 47

Sonntag, den 17. Oktober 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 17. Oktober: Hedwig. **Montag**, 18. Oktober: Lukas, Evangelist.
Dienstag, 19. Oktober: Petrus von Altandara. **Mittwoch**, 20. Oktober:
Johannes v. Kanty. **Donnerstag**, 21. Oktober: Ursula. **Freitag**, 22. Oktober:
Wendelin. **Samstag**, 23. Oktober: Severinus.

21. Sonntag nach Pfingsten

(Evangelium des hl. Matthäus 18, 23—35).

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechnschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war, und er packte ihn, wirgte ihn und sprach: Bezahl, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt, und sie gingen hin und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast, hättest denn nicht auch du meines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie auch ich mich deiner erbarmt habe? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Weingern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen vergeiht.

*

Das Zusammenläuten ist soeben verstummt. Die Mannsleut sind schon während des Läutens fortgegangen. Die Lisett, die Bäuerin, steht unter der Haustüre in ihrem Sonntagsstaat, fertig zum Kirchgang, das Gebetbuch in der Hand, darauf das Schmucklein und um beides den Rosenkranz gewickelt. Sie ist die letzte, die das Haus verläßt. Nur in der Küche hantiert noch die Anneliese, die neunzehnjährige Tochter ihres verstorbenen Bruders. Sie war in der Frühmesse gewesen und soll nun für den Mittag kochen. Die Bäuerin ist schon unter dem Torbogen, da kehrt sie noch einmal um und ruft der Anneliese durch die Küchentüre zu: „Daß du mir ja nicht den Kuchen teig verdirbst. Noch eine halbe Stunde muß er gehen, dann stellst du ihn weg“. „Ja, ja, Tante, ich geh schon acht“. Da merkt die Lisett am Sprechen, daß die Anneliese etwas im Munde hat, woran sie laut. Sie trat näher an das Mädchen heran, und richtig, da lag noch eine halbe Semmel, von den knusperigen, duftenden Semmeln, wie sie beim Bäcker nur Sonntags zu bekommen waren. „Anneliese, Anneliese, was sehest du!“ Und schon regnete es eine Flut von Scheltworten auf die Arme herab. Die Lisett war keine Feine. Wenn sie's mal packte, dann meinte man, ein Ackerknecht fuhrwerke mit seinen Säulen, so gewaltig und fastig und durchdringend war ihr Reden. „Ich hab's ja immer gesagt, die Rabe läßt das Mausen nicht, und aus einem Goldapfel wird sein Lebtage keine Goldkette“. Damit spielte sie auf die Mutter Anneliesens an, die eine brave Frau gewesen, aber in ihrer Jugend brauen in der Fremde einmal eine Untreue begangen, dafür zu einem Tag Gefängnis verurteilt worden war. Anneliese war auf dem Stuhl zusammengesunken, und reichlich klossen ihr die Tränen ob der Beschimpfung ihrer Mutter. Als die Lisett merkte, daß Anneliese an der richtigen Stelle getroffen war, ließ sie ab von ihrem Töben und ging schnell hinaus und die Kirchstraße hinauf. Die Orgel brausete ihr schon entgegen, und sie kam noch gerade zurecht, um aus voller Kehle Hier liegt vor deiner Majestät mitzusingen. Schenk uns, o Vater,

deine Guld, vergib uns unsere Sündenschuld. Ach ja, denkt die Lisett, wenn sie alle im Dorf so wären wie unsereins. Mannsleut, Frauleut, alles grade, schaffige Menschen. Nur der eine Untreue, der die Fremde in unsere Familie gebracht hat, die Mutter der Anneliese, die Diebin, die gefressen hat. So denkt und singt und betet die Lisett.

Ob auch die Lisett Vergebung ihrer Sündenschuld gefunden hat? Nein, sage ich. Denn „so wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen vergeiht“.

Milde und versöhnlich in seinem Urteile sein, den Nächsten, auch den gefallenen und gestrauchelten, gütig und gnädig behandeln, sich der Gefährdeten und Vernachlässigten annehmen, ach, wie schwer fällt das doch den Menschen. Und doch macht unser Herrgott die Erlangung der ewigen Seligkeit von der Übung dieser Tugend abhängig. Man sollte meinen, der Krieg mit seiner großartigen Betätigung der Nächstenliebe, die Arbeit des roten Kreuzes, die jetzt in einer Art geistl. Wut, die uns die Bewunderung der ganzen Welt einträgt, hätte jeden Eigennutz und Rechthaberei, jedes Erwachen der Selbstsucht zum Schaden des Nächsten zum Absterben gebracht. Allein es ist nicht so, und der alte Erfahrungssatz von dem tiefen Schatten neben dem hellen Licht hat seine Wahrheit behalten. Die Gelegenheiten zur Selbstsucht sind halt sehr zahlreich, viel größer als in Friedenszeiten. Und deshalb mehren sich auch die Klagen über rohe Ausnutzung der Not des Nebenmenschen, und die Fälle sind nicht selten, daß die Mächte der Kriegsfürsorge einen namhaften Vertrag zuwendet, während zu gleicher Zeit die Vinkeln einen Gewinn einstreicht, der auf das Konto Kriegswucher gehört oder dicht daneben steht. Immer drängen aus der Tiefe unedle Regungen nach oben, und in das Heiligste und Edelste mischen sich unheilige Triebe und Forderungen. Es geht so wie dem, der in seinem Garten ein schönes Saatfeld herrichtet. Er mag noch so fleißig und treu seine Schuldigkeit getan, noch so aufmerksam das Unkraut vertilgt, den Erdboden gelockert und begossen haben, wenn die Saat aufgeht, sieht er auch das Unkraut emporkommen, von dem er meinte, jede Spur vertilgt zu haben. Wollte er nun in seinem Born und Aerger alles gehen lassen und sich um nichts mehr bekümmern, dann dauerte es nicht mehr lange, und das Unkraut hat alles überwuchert und erstickt. Nicht in Mißmut und Verdrießlichkeit und Enttäuschung die Hände in den Schoß legen und zusehen, wie das Böse überhand nimmt, sondern herzhast zugreifen, wo immer sich fleißige Hände regen, und dem Bösen wehren, wo immer es vordringen will, und dafür sorgen, daß die Tugend sich entfalten und blühen kann, das ist die Forderung der Zeit und das Gebot des Herrn erfüllt und zugleich für eigne Rechnung gearbeitet.

Die vom Bischof angeordneten Sonntagskollekten (Trinkerheilstalten, Waisenhäuser, Häuser für Gefährdete, Gefallene, Krüppel usw.) werden von Unverständigen oft mit dem schnellen Wort abgetan: Es hilft ja doch nicht. Wer aber einmal Gelegenheit hatte zu beobachten, welche Liebe und Sorge in diesen Häusern dem Einzelbögling zugewandt wird, wie nach vielen vergeblichen, aber mit doppelter Liebe wiederholten Versuchen endlich doch das Licht des religiösen Verstandes und der Selbstbetätigung geweckt und entfacht wurde, wie aus manchem selbständigen Bögling ein ganz nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft und der Kirche wurde, der wird fernerhin nicht mehr voreilig und absprechend in seinem Urteil über diese Häuser sein und mit Hochachtung auf die Männer und Frauen schauen, die sich das Werk der religiösen und körperlichen Fürsorge angelegen sein lassen.

Der heutige Sonntag ist ein Tag der Einkehr auf dem Gebiete der persönlichen Nächstenliebe im engsten Kreise der Familie. Und wenn es nur zwei Menschen sind, die der liebe Gott für Jahre lang zusammenwohnen läßt als Gatte und Gattin, als Bruder und Schwester, oder Schwester und Schwester usw., so sind die Gelegenheiten doch zahllos, wo die beiden in hundert Dingen aufeinander angewiesen sind und sich Gefälligkeiten erweisen können. Gefälligkeiten, was sind das anders als Akte der Nächstenliebe. Einem Mitmenschen einen Verdruß ersparen, ihm Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, ihn zu einer guten Tat ermuntern, ihn wenn auch nur auf eine halbe Stunde aufheitern und die Mißlichkeiten des Lebens nicht fühlen lassen, alles das und tausend anderes, was ist das wiederum? Eine von Gott hochbelohnte Tat der Nächstenliebe.

So laßt uns denn diesen Sonntag betrachten als „die

Königliche Schule des Verzeihens, des Vergebens, des Nachsehens, des Verbindens der Liebe mit der Gerechtigkeit, des milden Urteils auf allen Gebieten, nachdem wir selbst Gottes gnädigstes Urteil erfahren haben. Bfe.

Herbststurm!

Wie Heimweh liegt auf meiner Seele,
Wenns letzte Blatt vom Baume weht,
Und Herbstes Sturm mit wilden Liedern
Des Nachts bei mir vorübergeht;

Das Grablied singt der Sommerfreude,
Die müde ruht im tiefen Tal,
Und dessen letztes froh Erinnern
Verkündet des Sterbens bange Qual.

Ja, Herbststurm du, du warst es einstens,
Der dich mir in die Augen schlug,
Als man ein Herz, das heiß geschlagen
Für mich, zur Grabesruhe trug.

Und Heimweh wecken deine Lieder
Nach einem stürmischen Land,
Wo erdenfern das Herz nun rastet,
Das hier wie keines mich gekannt.

P. S. W. O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten.

Das Hohelied auf die Geduld, das Buch Job hat uns in opferreicher Kriegszeit mehr denn je zu erzählen. Wenn ein Wort Inbegriff auf den Krieg die Wahrheit sagt, dann ist es das homerische Beiwort „männermordend“. Väter, Söhne, Brüder, Verlobte, den Ernährer der Familie, den Führer auf dem Gebiete der Wissenschaft, den hochbegabten Künstler: alles Männer, deren Tod wirklich eine Lücke reißt — und sei's im kleinsten Kreise — wirft der Krieg zum Tode nieder. Tausendfachen Weh schafft er so, und in tausendfachen Aufschrei hören wir das allbekannte Wort des biblischen Dulders: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, wie es dem Herrn gefiel, ist es geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit!“ Und ein Glück, daß dies Wort im deutschen Volke noch Mut, Trost und Ergebung schafft. Die Auffassung, der dies Wort entspringt, vermag allein, den Schmerz zu adeln und ihm ewige Werte zu verleihen. Dieses Dulderwort erhält eine sinnvolle Umschreibung durch die Wechselgesänge aus der Messe des einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten. Sie sollen deshalb den Duldern, den Leidtragenden des grausigen Krieges zum Troste und zur Erhebung erklärt werden.

Der Introitus lautet: „In deinem Willen, o Herr, ist alles gegründet, und es ist niemand, der deinem Willen widerstehen kann; denn du hast alles gemacht, Himmel und Erde und alles, was in des Himmels Umkreis enthalten; Du bist der Herr von allem! Bist du glücklich, die in Unschuld dahingehen, die da wandeln im Gesetze des Herrn! Ehre sei usw. In deinem Willen usw.“ — Job findet den Haupttrost bei seinen schrecklichen Verlusten — es blieb ihm nichts als das nackte Leben und ein schimpfendes Weib — in dem Gedanken, daß der allweise, allherrschende Gott dies alles über ihn verhängt. Diesen Gedanken gibt auch der Introitus wieder. In Gottes Willen ist alles gegründet, hat alles einen unerschütterlichen Grund. Und wenn auch alles im Unglück, in der Prüfung zu wanken scheint, es ist das nur ein Beben und Schwanken für ein paar Augenblicke, für die endlose Ewigkeit, unsere eigentliche Lebenszeit, bedeutet das geduldige Ertragen der Trübsal ein Geseftigtwerden im Willen Gottes, dessen Erfüllung uns schließlich allein selig macht — also ein Geseftigtwerden in unserem wahren Glück. Und derjenige, der dies Schwere nach seinem ewigen Willensentschlusse über uns hereinbrechen ließ, ist der ewige Gott, der alles gemacht hat, der alle Jügel der Weltregierung fest in seiner Hand hält, dem es sehr leicht wird, das für unser Auge scheinbar Ungereimte, für unser Herz so Niederdrückende, in ewigen Jubel, ewige Harmonie auflösen zu lassen. Und die in Unschuld wandeln, die den Pfad des Lebens gehen, werden niemals aus dem Gleichgewichte gebracht werden — Job beweist es aufs herrlichste! — Sie werden am ehesten die Trostgründe verstehen, die der Introitus der heutigen Messe uns zuflüstert. Sie werden auch am ehesten verstehen, wie die Worte des Graduale selbst Leidgeprüften ein Gebet sein können. „Herr, unsere Zuflucht bist du geworden, von Geschlecht zu Geschlecht! Ehe denn die Berge wurden, und gebildet ward die Erde und ihr Umkreis, bist du Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

— Auch in der Trübsal ist der Herr unsere Zuflucht geworden. Ein unbarmherziger Sklavenhalter legt seinen Leuten niederdrückende, gar nicht abgemessene Lasten auf; es kimmert ihn wenig, ob sie etwa auch zu schwer tragen; wenn sie nicht mehr weiter können, läßt er sie in der Wüste liegen, wo sie dann den wilden Tieren zum Opfer fallen. So macht es Gott nicht. Er verfährt auch beim Barmhertigen des Kreuzes wie ein guter Vater. Er legt uns das Schwere auf, um uns desto herrlicher krönen zu können; er gibt die zum Tragen der Last nötige Kraft; er selbst macht unsere Seele stark, daß sie wohl einmal aufsteht unter der harten Bürde, aber nie niederfällt. Die Gnade und das freudige Bewußtsein, daß

auch diese Trübsal, die augenblicklich ist, eine unvergängliche Krone uns erwirbt, versüßt alles Bittere, das von Gott kommt. Der Mensch von heute und morgen mißt wohl seinem Mitmenschen zuviel zu, oft selbst dann, wenn er es gut mit ihm meint; nicht so ist es beim ewigen Gotte. Bei seinem ewigen, alles umfassenden Weitblick gibt es kein Zuviel und Zuwenig. Weil Gott ewig ist und so alle unseren Gesche, all unser Können, die Quelle all unserer Kraft überfließt, deshalb müssen wir ihm in Geduld vertrauen, daß er bei allem, was er uns auflegt, sein Ziel zu erreichen weiß. Nichts gereicht dem Menschen in Krankheit mehr zur Beruhigung, als wenn er sich in den Händen eines bewährten, tüchtigen Arztes befindet. Dann weiß er, daß, wenn dieser auch brennt und schneidet, seine Gesundheit, sein Bestes, das Ziel aller Arbeit ist. Alle menschliche Tüchtigkeit ist aber nur ein Hülflein der göttlichen Allmacht und Allwissenheit. Und wie der allmächtige und allweise Gott durch Leid und Trübsal zu Glück und Freuden führen kann, das zeigt die Geschichte des auserwählten Volkes, an die der Allelujavers erinnert: „Alleluja, Alleluja! Als Israel aus Ägypten zog, Jakob's Geschlecht aus fremdem Volke. Alleluja!“ — Israel war in Ägypten geduldet worden, es war aber dort auch aus Hungersnot errettet und groß geworden. Und als es vom fremden Lande und Volke auszog, kam es in neue Trübsal, aber diese Trübsal lag an dem Wege, der schließlich ins gelobte Land führte. So liegt auch für uns alle von Gott verhängte und in Geduld ertragene Trübsal am Wege ins Himmelreich.

Noch mehr als in der Geschichte des auserwählten Volkes spiegelt sich im Leben des schon genannten Dulders Job die prüfungsreiche aber endlich auch herrlich lohnende Führung Gottes wieder. Das Offertorium ist dem Andenken Jobs gewidmet: „Es war ein Mann im Lande Sus mit Namen Job; er war einsältig und aufrichtig und fürchtete Gott. Auf ihn sah es Satan ab, um ihn zu versuchen; und es wurde ihm von Gott Gewalt gegeben gegen das Vermögen und Fleisch desselben; und er vernichtete all seine Habe, seine Söhne, seinen Leib verwundete er mit argem Aussatz.“ — Job ist ein Vorbild gottergebener Geduld; sein Schicksal zeigt aber auch dem Sohn dieser seltenen Tugend. Gott nahm ihm alles: den wohlvererbten und wohlverwobenen Reichtum, die teuren Kinder, sieben hoffnungsvolle Söhne und drei liebreizende Töchter und alle einmal, dann die Gesundheit und schließlich die Achtung seiner Freunde und seines Weibes. Eigentlich blieb ihm nichts als ein armseliges Leben. Und doch kommt keine Klage, kein Murren wider den Herrn über seine Lippen. Je gewaltiger er von den Schlägen Gottes getroffen wird, desto wahrer wird sein bekanntes Gebet. Und diese heldenhafte Geduld lohnte ihm Gott schon hinieden durch doppelte Wiedergabe alles Verlorenen, durch die Achtung der Nachwelt, durch ein mächtiges Wachstum an der Seele und einen ewigen Lohn, der die harte Prüfung tausendfach überstrahlt. Wenn dir, lieber Leser, liebe Leserin, der graue Krieg ein Liebes- und Teures nimmt, dann sprich auch du herzhaft das Gebet: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, wie's dem Herrn gefiel, ist es geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeit!“ Dann wächst auch deine Seele zu herrlicher Vollendung, denn solch eine Ergebung in Gottes heiligen Willen greift in die Tiefen, ins Wesen deiner Seele ein. Und wenn dir Gott auch den Teuren hier nicht zurückgibt: vertraue, er hat es droben unendlich besser, als hier in den glücklichsten Verhältnissen; zudem wird es Gott so leicht, dir auch für's Diesseits noch mit unverhoffter Freude dein Opfer zu lohnen.

Besonders schwer liegt Gottes Hand auf dem Menschen, wenn er zuläßt, daß er in ungerechter Weise gedrückt und bedrängt wird. Für solch einen Fall haben wir ein schönes Gebet am Kommunionverse: „Nach deiner Hilfe schmachte meine Seele, und auf dein Wort hoffe ich. Wann wirst du Gericht halten über meine Verfolger? Die Gottlosen verfolgen mich, hilf mir, o Herr, mein Gott!“ Wenn wir diese Bitte mit der geistlichen oder wirklichen Kommunion verbinden, dann wird dies Gebet besondere Kraft erhalten; wir werden ruhig, still und stark werden, wir werden mutig auch dieses Opfer auf uns nehmen, und was mir einmal Unrechtes tat, das wird durch geduldig ertragenes Unrecht von uns genommen. Also geduldiges Ergeben in Gottes Willen sei in schwerer Zeit unsere Parole und unser Heilmittel!

P. S. W. O. F. M.

Der hl. Johannes Capistran — ein Held Gottes

(23. Oktober.)

Ziehet an die Waffenrüstung Gottes, damit ihr am Tage aushaltet und in allem vollkommen da-
stehet. (Eph. 6, 13.)

Die Weltgeschichte macht oft wunderliche Wendungen. An der Seite Deutschlands und Oesterreichs kämpft in treuer Bundesgenossenschaft die Türkei, allerdings nicht, um den christlichen Namen zu verteidigen, sondern um seine politische Existenz zu retten — auch sie kämpft für ihr gutes Recht. Einst trug dieselbe Macht ihre kampfbereiten Fahnen gerade gegen Oesterreich und Deutschland — in einem fanatischen Eroberungskriege. Im Kampfe gegen diese Türken stand ganz vorn in der Reihe der hl. Johannes Capistran, der große Sohn des Armen von Assisi.

Der Heilige wurde am 24. Juni 1386 im neapolitanischen

Nieden Capistrano geboren, vom Geburtsorte hat er den Beinamen. Johannes war mit herrlichen Geistesgaben ausgerüstet, die er durch unermüdblichen Fleiß schon früh zu voller Entfaltung brachte. Auf der damals berühmten Universität Perugia vollendete er seine rechtswissenschaftliche Ausbildung und trat dann in den Dienst des Königs Ladislaus von Sizilien. Es war eine wirrsalige Zeit; der strupellose König hatte verschiedene Städte des Kirchenstaates besetzt, unter anderem auch Perugia. Capistrano wurde zum Podestà (Verwalter) dieser Stadt ernannt. In einem jäh ausgebrochenen Aufstande wollte er redlich vermitteln, wurde aber durch Verrat gefangen genommen. Im finsternen Turme Brusa erwartete er seine Rettung durch den König, doch umsonst. Deshalb machte er eines Tages einen Fluchtversuch, wurde aber wieder ergriffen und nun um so härter gehalten, bis er gegen hohes Lösegeld, das sein ganzes Vermögen fast verschlungen, frei wurde. Im Kerker hatte der hochstrebende Mann den Geist wieder ganz Gott zugewandt, und in langem, heißem Ringen den Entschluß gefaßt, dem Herrn hierfür als Franziskaner zu dienen.

1416 erhielt er das arme Kleid des seraphischen Heiligen. Wie früher ganz der treue Diener seines Herrn, war er jetzt ganz und voll Ordensmann. Bald war er in echt franziskanischer Vollkommenheit allen Brüdern voraus. Auch in heiliger Wissenschaft überragte er bald viele seiner Zeitgenossen. Priester geworden, übertrugen ihm seine Oberen das Predigtamt. Es war die Zeit, wo die großen Wanderprediger aus dem Franziskanerorden Italien erneuerten. Zuerst wirkte der Heilige unter der Führung des großen Benardin von Siena, mit ihm die Verehrung des süßen Namens mächtig fördernd. Dann wurde er selbst Führer. Die herrlichen Dome Italiens konnten die Massen nicht fassen, die der Ruf seiner gewaltigen Beredsamkeit anlockte. Auf öffentlichen Plätzen, vor Tausenden und Abertausenden, sprach er mit solch hinreißender Glut, daß allenthalben wieder christliche Gesinnung und Sitte zur Blüte kam. Dazu wirkte er auch als Führer in der Erneuerung seines eigenen Ordens — in ursprünglicher Strenge erstand Kloster um Kloster. Die Päpste bedienten sich des Heiligen im Kampfe gegen die Irrlehre mit durchschlagendem Erfolge, auch mußte er als päpstlicher Gesandter verschiedene Höfe Europas bereisen.

Als Kaiser Friedrich III. sich von Papst Nikolaus V. einen Prediger gegen die hussitische Irrlehre in Böhmen und Mähren erbat, wurde Johannes auch nach Deutschland gesandt. Der Heilige verstand kein Deutsch. Aber wo der hagere Mann mit den durchgeistigten Zügen, dem flammenden Auge, der wohlklingenden Stimme, erschien und in lateinischer Sprache die Heilswahrheiten verkündete, verstand ihn auch der Deutsche. In allen Städten wurde er von der Geistlichkeit und einer ungeheuren Volksmenge empfangen, und überall wirkte er höchst segensreich. Unter dessen war Konstantinopel in die Hände des Islams geraten. Wie ein Schmerzensschrei ging durch ganz Europa. Besonders ergriff der Schrecken Oesterreichs Lande, zumal man wußte, daß Mohammed zum Vernichtungskriege gegen das Haus Habsburg rüstete. Papst und Kaiser riefen die christlichen Fürsten ebenfalls zum Kampfe auf; es kam aber nur zu halben Beschlüssen. Da trat nun der Heilige in Deutschland, Polen und Oesterreich als Kreuzungsprediger auf. Der gebrechliche Greis leistete Uebermenschliches. Tag und Nacht war er am Werke, wohin er selbst nicht kam, sandte er Boten und Briefe. Bald hatte er 60 000 Kreuzfahrer zusammen: Chorherren, Priester, Mönche, Studenten, Bürger, Bauern, Herren und Bettler. Die Bewaffnung war ebenso mannigfaltig wie die Truppe. Einen treuen Freund fand der Diener Gottes an dem kriegsgelübten ungarischen Statthalter Johannes Hunyadi. Mit dessen Hilfe war die Festung Belgrad eben für eine Belagerung versorgt, da stand auch schon der Sultan mit einem Riesenheere vor den Mauern des Bollwerks.

Für Capistrano kamen nun heiße Tage. Doch der Siebzigjährige schien mit überirdischer Kraft ausgerüstet. Ruhe kannte er keine. Für das leibliche und geistliche Wohl seiner Krieger opferte er alle Zeit und alle Kraft. Segnend, tröstend, mahnend, ermunternd, durchheulte er das Lager.

Zunächst wurde in einem begeisterten Kampfe die feindliche Flotte zerstreut und vernichtet. Trotzdem vermochte das schwere türkische Geschütz die äußeren Festungswerke zu treffen und arg mitzunehmen. Unter ihrem Feuer drangen die Türken immer weiter vor. Schon waren sie in die Unterstadt eingedrungen und hatten dort den Halbmond aufgepflanzt. Der Kommandant der Festung und selbst Hunyadi verzagten. Nur der Heilige behielt Mut und wußte auch seine „Kinder“ mit gleichem Mute und Gottvertrauen zu befehlen. So unternahm man den Versuch, den Feind aus der Stadt zu verdrängen. Mit dem Feldgeschrei „Jesus!“ führte Capistrano die Kreuzfahrer ins Treffen; seine Begeisterung ergriff alle, und das Werk gelang. Die christlichen Streiter wollten den Feind verfolgen und vernichten, Hunyadi verbot es, doch der Heilige riß auch ihn schließlich mit in den Strom der Kriegsbegeisterung, es entstand vor den Mauern Belgrads eine furchtbare Schlacht — das Heer Mohammeds wurde völlig vernichtet; was das Schwert nicht erreichte, verschlang die Donau; es war am 21. Juli 1456; Ungarn und Europa waren gerettet.

Von Arbeit, Aufwieken und Fieber aufgetrieben, entschlief der Heilige schon am 23. Oktober des gleichen Jahres. Die Totenfeier um den Heiligen wurde in allen Städten Deutschlands, Ungarns, Italiens mit größter Anteilnahme gehalten. Seit 1690 verehrte ihn die Kirche als Heiligen.

St. Johannes Capistrano war ein Held Gottes, der auf der Kanzel wie im Kampfe nur seines himmlischen Gebieters Ehre kannte. Daß er unseren Streitern doch die gleiche Gesinnung erslehte! So würden sie und Deutschland, das gesamte Volk, fürs Diesseits und Jenseits gewinnen!

*

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben ist höchst erhabener Mut, ist Welterlöserob:

Denn nur die göttlichsten der Menschenhelden färben

Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblood rot! (Bürger.)

P. D. W., O. F. M.

In höchster Seenot

Skizze aus dem Seeleben von Kapitän J. Köster.

Kapitän Behrens, der Führer der Bremer Bark „Hilda“, ging nachdenklich auf dem Schanzdeck seines schmucken Seglers auf und nieder. Schwere Falten lagen auf seiner Stirn, ab und zu konnte man ein nervöses Zucken auf seinem wetterdurchfurchten Antlitz bemerken, ein Zeichen, daß den alten Seemann ein schwerer Kummer drückte.

Die „Hilda“ hatte vor vier Monaten die Weser mit einer Stückgutladung nach der Walfischbai verlassen. Um keinem der englischen Spähkreuzer zur Beute zu fallen, war die Bark mit weit ausholendem nornordwestlichen Kurs um Island herumgeseilt, um dann mit westsüdwestlichem Kurs den Atlantik zu gewinnen.

Kapitän Behrens hatte Glück. Auf der Höhe der Orkney-Inseln wurde er von einem englischen Spähkreuzer gejagt, aber die „Hilda“ erwies sich bei der steifen Südwestbrise als ein ganz vorzüglicher Schnellsegler, wie sie auf den Unterweserwerften Begegnads gebaut werden; sie segelte den Kreuzer aus und konnte sich über Nacht dessen Späheraugen entziehen.

Was mögen die Engländer am anderen Morgen für verblüffte Gesichter gemacht haben, als sie mit ihren Gläsern vergebens den Horizont absuchten, ohne etwas von dem verdamnten German Sealship ausmachen zu können. Die so sicher dütlende Beute war entwischt, dafür hatten sie sich aber einen weit schlimmeren Feind auf den Hals geladen, nämlich eins von den neuesten deutschen „U“-Booten, dessen Kommandant sich unbemerkt an die Ferse des Kreuzers heftete und die Verfolgung aufnahm. Einige Stunden später ruhte der Kreuzer mit 386 Seeleuten auf dem Grunde des Meeres, ein wohlgezielter Torpedoschuß hatte seinem tatenlosen Dasein ein jähes Ende bereitet.

Die Bark setzte inzwischen ungehindert ihren einsamen Weg in dem sonst wenig befahrenen Teile des Atlantischen Ozeans fort und erreichte, nur mühsam beim Winde steuernd, die südlicheren Breiten. In den Äquatorialculmen, jenen in der Nähe des Äquators liegenden Breiten, wo immer Windstillen den Seemann zur Verzweiflung bringen können, mußte auch die „Hilda“ wochenlang umhertreiben, ohne auch nur 10 Seemeilen südlicher zu kommen. Dabei befand man sich ziemlich weit von der eigentlichen Fahrstraße der Segelschiffe ab, sodaß man kaum auf Insichtkommen eines anderen Schiffes rechnen durfte.

Eines Tages setzte plötzlich am Spätnachmittage eine schwere Böe ein, die das mit vollen Segeln fahrende Schiff so unvorbereitet traf, daß alle drei Masten über Bord gingen, ehe Gegenmaßregeln getroffen werden konnten. Stängen, Raaen, Segel, alles lag außerbords über die Leere des Ozeans, und die Trümmer konnten nur mit Mühe vom Schiff entfernt werden.

Nachdem dies schließlich erreicht war, wurden die auf dem Schanzdeck lagernden Reserverundhölzer wie Unter- und Marsraaen aufgebracht, während man ein vollständiges Ueberholen des Schiffes für eine spätere Zeit aufschob.

Aber nicht die schwere Havarie des Schiffes war es, was den alten Schiffer so sorgenvoll stimmte, nein, es war etwas schlimmeres. Durch die lange Verzögerung der Reise war der Proviant knapp geworden und der Gesundheitszustand der aus 18 Köpfen bestehenden Bark ließ zu wünschen übrig. Die Leute litten in gedrückter Stimmung und großer Verzagtheit umher, klagten über Schwäche und Müdigkeit, über große Schwere in den Beinen. Die anfangs frische Farbe der Gesichter war verschwunden und hatte einer schmutzigen, bleichen weichen müssen. Bläuliche Lippen, eingesunkene und blaugeränderte Augen ließen den alten Schiffer erkennen, daß eine gefürchtete Krankheit im Anzuge war, nämlich Skorbut, eine Folge des ewigen Gemusses von Hartbrot und Salzfleisch.

Auch hatte das Faktotum des Kapitäns, der alte Schiffskoch Quersen, bereits am Morgen dem Schiffer die Mitteilung gemacht, daß drei Matrosen und die beiden Schiffsjungen ihre Poje nicht verlassen könnten, es sei vor allen Dingen notwendig, einen Refugien anzulassen, wo man frisches Gemüse, Obst und Salat bekommen könne.

Kapitän Behrens hatte mit seinen beiden Steuerleuten Schiffsrat gepflogen, und man war entschlossen, mit südwestlichem Kurs die kleine, zu Brasilien gehörige, einsam am Ozean gelegene Insel Fernando-Noronha anzulassen, um dort der Mannigfaltigkeit Erholung zu gönnen. Einen Hafen in Brasilien anzulassen, erschien nicht ratsam, da das sofort den zahlreich dort kreuzenden englischen Kriegsschiffen verraten worden wäre.

Fernando-Noronha ist eine kleine Insel auf dem 3° Grad südl. Breite und liegt etwa 359 Kilometer vom Cap Roque, hat keine telegraphische Verbindung und war daher sicher. Sie wird von etwa 2000 Anwohnern bevölkert, darunter 1500 bra-

Atlantischen Sträflingen, zu deren Bewachung die Insel eine Garnison von 200 Soldaten hat.

Im Laufe der folgenden Woche näherte sich die Bark dem Äquator, und um die Mannschaft etwas aufzuheitern, wollte Kapitän Behrens derselben die Freude, die sonst mit dem Nummen-schmerz der Linientaube verbunden ist, nicht verderben. Und so sahen wir denn beim Passieren der Linie einen phantastisch gepunkteten Zug, voran Triton und Neptun, mit seiner Gemahlin, hinterher Aktuar, Astronom und Barbier, zum Schandeed marschieren, wo Triton das Kommando der Bark übernimmt und dies durch ein Scheinmanöver kundgibt. Dann begrüßt Neptun den Kapitän und die Steuerleute mit folgendem sinnreichen Gedicht:

„Wie ich ein jedes Schiff mit eigenen Augen grüße,
Das meines Reiches heil'ge Scheide bricht,
So stieg ich heut aus der kristall'nen Tiefe
Um Euch zu sehen an des Tages Licht.“

Schon viele tausend Jahre herrsch' ich im Wasserreiche,
Und der Erfahrung Silber schmückt das Haupt.
Ich sah schon manchen Kiel auch von der deutschen Eiche,
Und manchen Seemann, wie wohl jeder blaibt.

Ich lieb' den Erdensohn, der kühn mein Reich durchreiset,
Und der Gefahren seine Stirne heut.
Es gibt wohl keinen Stand, mit dem der Seemann fellest,
Solch reichen Nimbus, wie die See verleist.

Wer erst am Bogenglanz der blauen See gelegen,
Und Seemann sein, richtig hat erfaßt.
Dem fällt nicht schwer sein Loß, der füllt mit reichen Segen,
Und trägt mit Freuden der Entbehrung Last.

Die See beherrschend thront schon lange Albions Löwe,
Und Albions Flaggen wehen stolz vom Mast;
So weit, wie kreisend zieht die leichtbeschwingte Möwe,
Dält Englands Flotte ungeführte Last.

Doch seh' ich recht, so zieh'n des Alters Silberfäden,
Durch Englands Flagge, wie durch Englands Ruhm.
Der Löwe altert schon und leise hört man reden,
Es sei bald aus mit seinem Herrschertum.

Denn immer mächtiger steigt der junge deutsche Adler
Und breitet steigend seine Schwingen aus.
Von Jugendkraft gestählt, und schweigend droht der Adler
Der kräftigen deutschen Seemannslieder Braus.

Nicht ferne ist die Zeit, wo deutsche Macht gebietet,
Durch alle Länder und auf jedem Meer.
Wo fest ein Band den Erdenkreis ummietet
Die deutsche Flotte und das deutsche Meer.

Nach dieser Begrüßungsansprache fand das eigentliche Taufgeschäft statt, indem die Täuflinge, d. i. diejenigen Matrosen, die noch nicht auf einer früheren Reise den Äquator passiert hatten, in einer Deckwaschbasse ordentlich mit brauner Seife und Stängenschmiere eingeseift, mit einem hölzernen, eigens vom Zimmermann angefertigten Rasiermesser rasiert und dann abgewaschen wurden. Dabei wurde ihnen auch das Sitzbrett fortgezogen, sodaß sie hinterwärts in die bis an den Rand gefüllte Deckwaschbasse fielen und ordentlich untergetaucht wurden.

Am folgenden Tage kam an Steuerbord der 350 Meter hohe Berg von Moronha in Sicht und am selben Nachmittage ankerte die „Hilba“ in einer der vielen Buchten an der Nordostseite der Insel, wo sich der einzige Ort der Insel, das Dorf „Remedios“ befindet.

Kapitän Behrens und der alte Liebers fuhrten sofort mit einem Boote an Land, um möglichst bald frischen Proviant einzukaufen. Aber trotz aller Bemühungen waren frisches Fleisch und Kartoffeln nicht zu erhalten, da der Proviantdampfer nur einmal im Monat mit der Insel verkehrt. Dagegen wurden Bananen und Apfelsinen, welche auf der Insel jährlich einmal geerntet wurden, in großer Menge eingekauft und an Bord gebracht, ebenso die saftigen Kronen der jungen Palmen, aus denen der erfahrene Koch ein schwachsaftiges Gemüse zu bereiten verstand.

Der Krankheitszustand hatte sich inzwischen an Bord verschlimmert, es waren nur noch sechs Mann arbeitsfähig, alle übrigen lagen in der Kasse und boten einen jämmerlichen Anblick. Das Bahnfleisch war bei den meisten Kranken angeschwollen, bläulich, aufgewulstet und blutete außerordentlich leicht, die Zähne loderten sich und das Kaue war schmerzhaft. Bei manchen Kranken traten Blutergüsse in der Haut der Extremitäten auf, es bildeten sich Blasen und tiefe, leicht blutende sogennante skorbutische Geschwüre. Nur ein Mittel konnte helfen, nämlich die Kranken den schädlichen Einflüssen zu entziehen, das war Aenderung der Kost, frisches Fleisch, Suppen und süße Speisen, die hier nicht zu haben waren; doch wenn die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten, das gilt auch für die Seerote. In seiner Verzweiflung kam der alte Kapitän auf den Gedanken, einmal die Kommissamente (Frachtbrieft) seiner Stückgutladung durchzustöbern. Seine Bemühungen waren von dem Erfolg gekrönt, daß sich gleich unter den ersten Frachtkisten zehn Kisten befanden, die mit sauberem Aufdruck den Namen „Deutsche Gelatine-Fabriken Schweinfurt a. M.“ trugen. Von seinen früheren Fahrten in China und Japan wußte Behrens von seinem chinesischen Koch, daß die Gelatine dort schon seit 2000 Jahren als Blutstillungs-, Heil- und Skorbutmittel sehr geschätzt wird, und als Heilmittel bei Darmkrankheiten in erster Linie in Betracht kommt.

Behrens ließ sofort durch den Koch zwei der wertvollsten Kisten nach oben schaffen.

Dann zeigte der alte Querser seine Kochkunst, indem er unter reichlicher Zuhilfenahme des gefundenen „Schabes“ eine Reihe abwechslungsreicher Speisen bereitete, die eine Gesundung der kranken Mannschaft bewirkten. Gute Biere und Weine, die vom Schiffshändler an Bord geliefert wurden, taten dazu das ihrige, die Gesundheit der Leute zu fördern, sodaß nach 14-tägiger Liegezeit sie sich sehr schnell wohl fühlten, wenn auch die wirkliche Genesung äußerst langsam vorstatten ging. Die Tafelage war während dieser Zeit von berufsmäßigen Landarbeitern überholt worden, sodaß die Bark wieder in die Atlantik steuern konnte.

Kapitän Behrens aber sah mit zufriedenerm Gesichte auf einem Deckstisch des Schanzdecks und sprach zum alten Querser: „Querser, Ihr seid ein alter erfahrener Koch, Euch ist es zu verdanken, daß uns der liebe Herrgott diesmal so gnädig hat abkommen lassen. Wir wollen auch hoffen, daß keinerlei Nöckfälle eintreten und wir unseren Bestimmungsort glücklich erreichen.“ Querser war nicht wenig gerührt über diese Auszeichnung seines Höchstkommmandierenden und meinte in seiner gemütlichen Mundart: „Jo, Kaptein! *) Over ohne den Schweinfurter Kram wör'n wi doch wol nich sou dör bi längs komen!“

*) „Ja, Kapitän! Aber ohne den Schweinfurter Kram wären wir wohl nicht so dran vorbeigekomen!“

Das Kreuz der Mutter

Mein Sohn, des Kaisers Wort
Ruht dich zur heiligen Nacht,
Mußt du der Mutter fort
In blutige Schlacht!
Da blühen die Rosen so rot —
Die Feinde stehen rings auf;
Mit Gott, mein Sohn! hau drauf!
Sei treu bis in den Tod.

Mutter, ich bin bereit!
Gott schütze Dein und Dein,
Es blüht zum heiligen Streit
Allduitschlands blankes Schwert.
Die Rosen sollen blühen so rot —
Doch sag' lieb' Mutter mein,
Wer sorgt, wenn du allein?
Ich fürchte nicht den Tod.

Dein Vater ruht im Grab —
Sein Kreuz, ich weiß' es dir,
Dies Kreuz, das einst er gab
Am Hochzeitsmorgen mir;
Da blühten die Rosen so rot —
Leb' wohl im fernen Land,
Für mich sorgt Gottes Hand;
Sei treu bis in den Tod.

Ich zieh' mit Gottvertraun
Und mit dem Segen dein,
Will tapfer um mich hau'n,
Ein echter Deutscher sein.
Die Rosen soll'n blühen so rot —
Dein Kreuz wird mit mir gehn,
Du wirst es wiedersehen;
Ich fürchte nicht den Tod.

Wid' brüllt die blut'ge Schlacht,
Es war bei Autrecourt;
Da — eine Kugel krach'
Durch Kreuz und Uhr!
Da blühen die Rosen so rot —
Und „Mutter!“ ruft ein Mund,
Und Uhr und Herz, es stund.
Viel Rosen schnitt der Tod.

Und Kreuz und Uhr bringt heim
Ein treuer Kamerad
Fürs liebe Mutterlein
Von ferner Totenstatt;
Da blühten die Rosen so rot —
Sie schaut's und atmet schwer,
Ihr Herz, es schlägt nicht mehr —
Das war der Schnitter Tod.

H. Gröneweg, Gronau i. W. im Westf. Merkur.

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer anbenutzt bei Seite.